

men haben, weder die einzelnen Verurteilten oder Gruppen von Verurteilten noch die Begründungen oder vorgeschlagenen Maßnahmen klar und eindeutig auseinandergehalten worden sind. Auch in den Protesten gegen die Begnadigung geschieht dies nicht; so ist z. B. eine scharfe Erklärung des Zentralrates der Juden in Deutschland eindeutig nur auf die Gruppe der SS-Führer der Einsatzkommandos im Osten (Pohl, Ohlendorf und Genossen) bezogen, ohne zu erwähnen, daß auch noch eine andere Gruppe von Verurteilten da ist, deren Fälle wahrscheinlich mit anderen Maßstäben gemessen und individuell beurteilt werden müssen.

Diese Unklarheit ist um so bedauerlicher, als die affektgeladene Stimmung, die auf diese Weise um Landsberg entstanden ist, von bestimmten Elementen offensichtlich dazu benutzt wird, um im Trüben zu fischen und diese Affekte ausgerechnet gegen die zu lenken, die die Opfer der Verbrechen waren, um deren Bestrafung oder Begnadigung es sich hier handelt. Schön werden offene Ausbrüche von Antisemitismus in Landsberg selber gemeldet. Wir geben einen Bericht der „Allgemeinen Wochenzeitung“ (Düsseldorf) vom 12. 1. 1951 über diesen Vorfall wieder, dessen krasser Inhalt nur allzu geeignet ist, auch das Berechtigte an der Forderung nach Revision oder Umwandlung der Landsberger Urteile gründlich zu diskreditieren:

„Veranlaßt durch Erklärungen der verschiedensten deutschen Parteien und Kirchen fand am Sonntag, den 7. 1. 1951 in Landsberg eine Demonstration für eine Amnestie der in Landsberg inhaftierten zum Tode verurteilten Kriegsverbrecher statt.

Bei dieser Demonstration sind Juden, die gekommen waren, um gegen die eventuelle Begnadigung der Massenmörder Ohlendorf und Pohl sowie einige ihrer Genossen zu protestieren, mit dem Ruf: „Juden raus!“ empfangen worden. Ohlendorf ist allein an der Ermordung von 90 000 Juden schuldig...

Der bayrische Innenminister sah sich gezwungen, gegen den Oberbürgermeister Thoma in Landsberg eine Untersuchung einzuleiten, weil dieser bei der Landsberger Demonstration sich nicht nur dazu hinreißen ließ, die zum Protest erschienenen Juden aufs Tiefste zu beleidigen, sondern eine Sprache zu gebrauchen, die uns sehr an das Jahr 1933 erinnert. Er leitete seine Ansprache mit den Worten ein: „Die Zeit des Schweigens ist vorbei — es muß jetzt endlich gehandelt werden...“ und er forderte die erschienenen Juden auf, dahin zurückzugehen, wo sie hergekommen seien. (Tatsachen übrigens, die von den Nachrichtenagenturen nicht gebracht wurden). Es muß der Nachprüfung überlassen bleiben, ob diese Haltung des Oberbürgermeisters Thoma nicht die Ursache dafür war, daß aus den Kehlen von Hunderten von Schreibern die Worte „Juden raus!“ fielen...

11. 6) Jüdische Friedhöfe

11. 6a) Lebendige Vergangenheit

... Jetzt gehe aus der Stadt, wenn niemand schaut,
Und schleich dich stille Schritt für Schritt zum Friedhof,
Stell auf der Märtyrer frische Gräber dich
Und steh' und schau' und laß' die Wimpern nieder
Und werde Stein...

(Ch. N. Bialik „In der Stadt des Schächtena“)

Nicht von einer der vielen Gedenktafeln soll hier die Rede sein, wie sie zu hunderten nach dem Kriege errichtet wurden, sondern von einem eigenartigen Denkmal, das in dunkler Zeit errichtet wurde und heute ein stiller Zeuge barbarischer Pietätlosigkeit, aber auch jüdischen Geistes ist. Es sind nicht die Gebeine der in den Vernichtungslagern Ermordeten, von denen hier berichtet wird, sondern die jüdischen Ahnen der letzten Jahrhunderte, die, aus geweihter Erde gerissen, neu bestattet werden mußten. Die Jüdische Gemeinde in Mannheim ist so alt wie die Stadt Mannheim selbst. Am Anfang des 17. Jahrhunderts, als Mannheim zur Stadt erklärt wurde, hörte man auch von Juden, die beim Aufbau der neuen Stadt eine wichtige Rolle spielten.

Etwa 100 Jahre später, als auch Mannheim bei der furchtbaren Verwüstung der Pfalz zerstört wurde, flüchteten die Juden zusammen mit den anderen Bürgern aus der Stadt. Erst nach dem Ryswiecker Frieden, im Jahre 1697, kehrten auch die Juden zurück und beteiligten sich unter der Führung des Hof- und Milizfaktors Lemle Moses, genannte Reinganum (nach seinem Geburtsort Rheingönheim, einem

Dorf in der Pfalz) am Wiederaufbau der Stadt. Auch ihre Gotteshäuser bauten sie neu auf und legten einen Friedhof an. Diese Ruhestätte lag damals außerhalb der Stadt. Im Laufe der Jahrhunderte, während sich die Stadt erweiterte, wurde er von Straßen, Plätzen und Häusern umgeben und zwar im Zentrumsviertel F. 7. 1. Die Gemeinde hatte schon längst einen neuen Friedhof wieder außerhalb der Stadt angelegt, aber der alte Friedhof wurde weiterhin von der Kultusgemeinde und der Stadtverwaltung in Ehren gehalten und gepflegt.

Das Verhältnis zwischen den Juden und ihren Mitbürgern war harmonisch. Niemand fühlte sich durch die Anwesenheit dieser Ruhestätte mitten in der Stadt gestört. Sie war sogar ein Anziehungspunkt für Fremde, welche die architektonisch seltsamen Grabsteine bewundern konnten.

Im Jahre 1936 wurde plötzlich diese alte Friedhofsanlage als „störendes Objekt“ betrachtet. Die Behörde veranlaßte die sofortige Räumung. Jüdische Männer wurden gezwungen, die Zerstörung ihres Friedhofes selbst vorzunehmen. Aber zur Verwunderung der Umgebung meldeten sich freiwillig hunderte Gemeindemitglieder, darunter Greise, Frauen und Kinder, zu dieser Arbeit. Sie öffneten Grab um Grab, sammelten sorgsam die Gebeine und trugen sie in Kisten und Säcken zu dem neuen Friedhof. 3586 Ruhestätten wurden aufgegraben und die Gebeinreste wiederum in eigenartiger Weise zu „Kewer Israel“ überführt. Die ganze Gemeinde war geschlossen bei diesem Leichenbegräbnis zugegen. Unter großem Jammer wurden die Ahnenreste in einem Massengrab beigesetzt. Etwa 20 von den ältesten und seltsamsten Grabsteinen konnte man unbeschädigt erhalten; das gemeinsame Grab wurde mit ihnen umgeben.

Damals, im Jahre 1938, wurden bei diesem Hügel zwei Denkmäler errichtet, die in hebräischer und deutscher Sprache die seltsame Geschichte dieser Ruhestätte erzählen. Wir lesen auf ihnen:

„Was soll dieser Stein, den ich da sehe?
fragt verwundert der Vorübergehende:
Zeuge ist dieser Grabhügel,
edler Zeuge der Sammlung der Gebeine
der Frommen und Reinen.

3 5 8 6

der bei Lebzeiten Geliebten und Beliebten,
die auch im Tode beisammen blieben,
nachdem sie schon einmal ruhten,
ein jeder in seinem Grabe
auf dem Friedhof unserer Gemeinde Mannheim

F. 7. 1.

Sie wurden im Jahre 1938 hierher übertragen,
vorschriftsgemäß. Wurden gemeinsam in allen Ehren
im gemeinsamen Grabe gebettet.

Nun, Ihr, die Ihr im sel'gen Frieden ruht,
rechnet es uns nicht zur Sünde,
daß wir Eure Ruhe störten.

Denn nicht in böswilliger Absicht
taten wir es, wie jeder weiß.

Friede Euren Gebeinen!

Dieses Märtyrer-Denkmal ist unbeschädigt erhalten geblieben. Zwischen den Jahren 1938 und 1945 fand man oft Blumen vor diesen Steinen von geheimnisvollen Händen dort niedergelegt.

Mordechai Bernstein.

(In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland
[Düsseldorf 10. 11. 50] 5, 31, S. 7.)

11. 6b) Ein moralischer Schuldschein eingelöst

Am 17. 9. 50 wurde der Opladener durch die Stadt wiederhergestellte jüdische Friedhof feierlich eingeweiht.

... Der Opladener Bürgermeister Wingchen, der auch das Protektorat für die Einweihungsfeierlichkeit übernommen hatte, betonte in seiner Ansprache, daß die Restaurierung des vor 11 Jahren von irregeleiteten Menschen geschändeten Friedhofes ein Akt der Wiedergutmachung sein solle. Das deutsche Volk müsse wieder Ehrfurcht vor der Majestät des Todes bekommen. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Friedhof, den er in die Obhut der Synagogengemeinde Düsseldorf gebe, fortan ein Ort des Friedens sein möge und nie wieder geschändet werde.

Namens der Synagogengemeinde Düsseldorf übernahm Dr.

A. Weinberg mit „Genugtuung und in dankbarer Anerkennung“ den Friedhof. Eine der größten Sünden sei der Rassenhaß und die Unduldsamkeit, die Schmähung des Gebotes der Nächstenliebe. Jede Religion habe unabdingbare Gebote, die stets und immer gehalten werden müßten. Eines davon laute: „Du sollst nicht töten“. Trotzdem hätten die Juden sechs Millionen Tote zu beklagen. Aber man wolle die beschämenden Erinnerungen nicht wahrhaben, deshalb ließe die moralische Wiedergutmachung noch auf sich warten. Es seien, so betonte Dr. Weinberg, neben den materiellen auch moralische Schulden zu begleichen. Mit der Übergabe des wiederhergestellten Friedhofes werde ein moralischer Schuldschein eingelöst. Dafür dankte Dr. Weinberg der VVN und den Herren der Orts- und Kreisbehörden von Leverkusen-Opladen. Im Andenken an alle Toten und Opfer sprach Dr. Weinberg am Schluß seiner Ausführungen das Kaddischgebet. Pfarrer Müllner, der aus Frankfurt gekommen war, um die Gedenkpredigt zu halten, zeigte anhand biblischer Beispiele, daß das Judentum trotz aller Verfolgungen niemals untergegangen ist. Auch heute könne man noch nicht von einer absoluten Toleranz gegenüber den Juden sprechen. Die heutige Menschheit, insbesondere in Deutschland, müsse sich im Kampf gegen die Mächte der Unterwelt bewähren. — Pfarrer Reiser von der evangelischen Gemeinde Opladen richtete herzliche Grußworte an die Synagogengemeinde Düsseldorf und sprach davon, daß auch heute noch nicht die Atmosphäre entgiftet sei. Voll und ganz unterstrich er den unseren Lesern bekannten Beschluß der evangelischen Synode, den er im Laufe seiner Ansprache verlas. Dieser Beschluß stelle ein Bekenntnis für die Zukunft dar, und er hoffe, daß man mehr als bisher im Geiste dieser Worte arbeiten werde...

(In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland 5 [Düsseldorf, 22. 9. 50] 24.)

11. 6c) Zur Erinnerung ... Mahnung ... Hoffnung

Auf dem israelitischen Friedhof in Basel wurde am 3. September 1950 ein Gedenkstein für die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung eingeweiht. In welchem Geiste dies geschah, möge die dabei gehaltene Ansprache von Rabbiner Dr. A. Weil bezeugen, die gekürzt folgt.

Werte Anwesende!

Das Denkmal, das wir heute unseren Märtyrern weihen, soll vor allem sein ein Stein der Erinnerung, nicht der rachsüchtigen, aufstachelnden, sondern der warnenden Erinnerung. Kommende Generationen sollen wissen, wohin es führt, wenn ein Volk sich nur vom Hasse leiten läßt, wenn es sich blindlings einem Menschen unterordnet, der ihnen das Gewissen tötet und ihnen das edelste aller menschlichen Gefühle, die Barmherzigkeit, aus dem Herzen reißt. Künftigen Generationen soll es warnend vor Augen stehen, daß der gottlose Weg unwillkürlich in den Abgrund führt.

Aber auch für uns selbst ist dieser Stein nicht nur eine Erinnerung an Vergangenes, sondern eine ernste Mahnung, für Gegenwart und Zukunft: die Augen nicht zu verschließen und nicht zu vergessen, was uns Amalek getan. Nicht so zu tun, als wäre nichts geschehen, als lebten wir heute wiederum in der besten aller Welten. Das Gift, das Jahre hindurch in Wort und Schrift den Völkern eingeträufelt worden ist, ist leider noch nicht ganz aus ihrem Körper ausgeschieden, und die dunklen Gestalten des Nazitums warten bereits wieder im Halbdunkel auf ihre Stunde. Hier heißt es, aus dem Vergangenen lernen. Was einmal geschehen ist, kann unter ähnlichen Voraussetzungen und Umständen wieder geschehen. Machen wir uns hierüber keine Illusionen. Wir haben Illusionen schon zu teuer bezahlt. Lassen wir die Vergangenheit unsern Lehrmeister sein!

Darum heißt es, wachsam sein, wachsam mit all den Männern und Frauen, denen die Freiheit des Menschengeschlechtes und die Erhaltung der Menschenrechte so teuer sind wie ihr Leben. Welcher Religion und welcher Rasse diese Mitkämpfer auch angehören mögen, sie sollen uns willkommen sein.

Ein Stein der Ehre soll es sein für alle unsere Märtyrer des Weltkrieges, die den Tod gefunden haben in den Folterkammern der Gestapo, die eines qualvollen Todes gestorben sind, in den Konzentrationslagern Maidanek, Buchenwald, Dachau, Ravensbrück und andere oder die den Erstickungs- und Verbrennungstod in den Gas-

kammern erlitten haben. Alle verdienen sie nicht nur unser Mitleid, sondern auch unsere Hochachtung und unser ehrendes Gedenken, denn die wenigen Menschen, die dieses Höllenleben überstanden haben, bezeugen, daß unsere Märtyrer, Männer wie Frauen, standhaft und würdevoll dem Tode ins Auge geblickt haben...

„Und dieser Stein, den wir gesetzt, soll uns werden wie ein Gotteshaus.“

Ein Denkmal der Erbauung soll es sein. Künftighin werden vor diesem Stein der Erinnerung alle diejenigen stehen, die das Bedürfnis empfinden, für ihre verschollenen Verwandten ein stilles Gebet zu verrichten... Und nicht zum wenigsten soll dieses Denkmal sein ein Stein der Hoffnung, daß derartige Untaten nicht mehr geschehen, weder am jüdischen noch an einem anderen Volke. Juden und Christen, die künftighin eine kurze Weile an dieser geweihten Stätte stehen bleiben, mögen einen Ansporn mit hinausnehmen ins Leben, mit-helfen zu wollen, alles Gemeine und Gehässige im Keime zu ersticken und dem Guten zum Siege zu verhelfen. Nicht klug politisch zu schweigen, wenn die Sünde des Verbrechens zum Himmel schreit, so wie es leider in der Vergangenheit der Fall gewesen, hat doch die Erfahrung gelehrt, daß, wer aus gefühllosem Egoismus Unrecht und Untat schweigend mit ansieht, zuletzt selbst ein Opfer seines kalten Egoismus wird.

Ein Denkmal der Hoffnung soll es sein, daß trotz allem, was wir erlebt haben, eine bessere Welt heranreifen wird, wie unsere Propheten es uns verkündet haben... Diese messianische Hoffnung hat ihren Ausdruck gefunden in einem Gebet, das seit bald zweitausend Jahren den Schluß eines jeden unserer täglichen Gottesdienste bildet. Dessen zweiter Teil lautet:

„Darum hoffen wir auf dich, Ewiger, unser Gott, daß wir bald sehen dürfen die Herrlichkeit deiner Macht; daß alle Götzen von der Erde verschwinden und alle Erdenbewohner ihr Knie beugen vor dir allein.“

Daß aufgerichtet werde in der Welt dein allmächtiges Königtum.

Daß alle Menschen nur deinen Namen anrufen und alle Frevler der Erde sich dir zuwenden.

Ja, der Tag wird kommen, wo alle Bewohner der Welt erkennen und einsehen werden, daß nur vor dir allein jedes Knie sich beugen und jede Zunge schwören darf... und du wirst sie regieren auf immer und ewig...

(Aus: „Jüdische Rundschau Maccabi“ 1950, 27.)

11. 7) Altershilfe

Die vorstehenden Beiträge über jüdische Friedhöfe mögen die im abgedruckten Brief an Pfarrer und Religionslehrer erwähnte Bitte (s. o. S. 30) ergänzen mit allen dafür zuständigen Stellen sich des Schutzes und der Pflege solcher Friedhöfe anzunehmen. Wie sehr die uns bleibenden nur allzu wenigen alten und kranken jüdischen Menschen unseres Augenmerkes bedürfen, zeigen u. a. die folgenden Ausführungen.

Unser Altersheim in der Iranischen Straße stand am 28. Dezember im Blickfeld der Berliner Öffentlichkeit. Es galt, den ältesten Berliner zu feiern. Ehrungen und schöne Reden haben nicht gefehlt. Wer aber darüber hinaus sich das Heim und seine Insassen betrachtete, mußte spüren: es ist längst nicht alles so, wie es sein müßte.

Unser jüdischen Heime und sonstigen Einrichtungen sind unzureichend ausgestattet, verfügen nicht einmal über das notwendige Geld. Die jüdische Gemeinde, deren Einrichtungen einst vorbildlich waren, steht der Not trotz unendlicher Anstrengung hilflos gegenüber. Sie ist bitter arm geworden und überaltert, und die Erfüllung caritativer Aufgaben, die ihr von je mit schlichter Selbstverständlichkeit vordringlich ist, wird immer schwieriger: die helfenden Kräfte schwinden und werden selbst Hilfe fordern. Die Gemeinde ist so arm geworden, die beitragsfähigen, im Beruf stehenden Mitglieder sind ausgemerzt worden; (die Reste bauen draußen eine neue Existenz auf und haben genug mit sich zu tun.) Zum andern fehlen den Bewohnern unserer Heime die „draußen im Leben“ stehenden Angehörigen oder Freunde, die ihren Lieben den Lebensabend verschönern helfen. Sie sind in der Regel sämtlich umgekommen. Bitteres Erinnern an ihr Schicksal erfüllt die Tage der Lebenden statt frohes Gedenken. Die Behörden unserer Vaterstadt hätten hier das richtige Betätigungsfeld. Die gleichen Behörden, die da mahnen, zu vergeben, vergessen selbst nur zu gern, daß